

Im Wiesental.

Von Jakob Altmeyer. (Schluß.)

Neugierig ist der Meister hart wie sein Handwerk, und der Lehrling mag nicht in seiner Gegenwart zu sprechen. Dennoch hat der Alte ein gar weiches Herz. Kürzlich war er zwei Tage über Feld, um bei einem Müller bei der gepflanzten Frucht schlagen zu lassen. Als ich am dritten Tage in die Werkstatt kam, flogen die Funken viel wilder durch den Raum als sonst. Troddem er kräftiger dreinschlägt als sonst, spitzt der Schmied oft den Mund, als pfeife er in Gedanken. Nach einer Weile erzählt er mir von seiner Reise. Keine langen Geschichten. Nur ein paar kurze, abgehackte Sätze. „Wisse se, i hab de Mecht e Trinsgeld gewonne, daß se bora mache; i hab werlich Hämwech g'hat.“ In der Schmiede flogen lustig die Funken nach allen Seiten. Ein andermal sehe ich: der Schmied hat etwas auf dem Herzen. Als der Nachbar fort ist, winkt der Alte mir zum Amboss heran. Ganz gegen seine Gewohnheit läßt er die Arbeit ruhen und sagt: „Wisse se, i kann nachts so lang nimm schlöfe. Jesses, der Krieg! Do om Plage drückt's mi. I waas bal nimm, was i denke soll. Gelehet ich mer was. In es muß aach ebbes Hebersch gewöwe: Wonn i mei Hammer nid uffheb, dun jelschit dut er sich nid rede. Awwer i waas nid, i waas nid. Wonn mer on all des bill Blut denkt. In es sein doch all Mensch. I wert bal ver-rückt!“ Eine Weile ist es ganz still in der Schmiede, daß den Worten ein stummes Echo entsteht. Dann schaut wieder der Glasdalg, und der Amboss tönt hell unter den schweren Schlägen. Drüben geht der alte Pfarrer vorüber, gebeugt von den Jahren. Der Schmied zieht in der Werkstatt eilig die Klappe.

Aus dem weit entfernten Kirrlach haben sie einen plötzlich erkrankten Urelvaer bei uns eingeliefert. In Hause liegt seine kranke Frau. Das kümmert ihn am meisten. Kein Mensch vorn und kein Mensch hinten, der die Arbeit besorgt. Dabei stehen zwei Kühe im Stall und die Ernte will herein. Am Sonntag waren die fünf Kinder des Kirrlachers bei dem Vater. Der Älteste ist ein Knabe von elf Jahren. Heute ist Samstag. Um drei Uhr in der Frühe höre ich unten am Tore rumpeln. Zwei Stunden später wird geöffnet. Und schneidend kommt jemand barfuß die Treppe heraufgerannt, öffnet leise, ängstlich die Zimmertür. Es ist der elfjährige Bub, der zu dem schlafenden Kirrlacher schleicht. „Vadder, Vadder, die Mudder is gestorwe.“ — Jesses Maria im Hofes! fährt der Kranke auf. In der Ecke schluchzen zwei. Der Alte ganz tief, der Junge hell und leise; wie die Abendgloden. Die Schläfer werden wach, richten sich auf, begreifen nicht, legen sich wieder um und schlafen weiter. Zum Fenster herein kommt der junge Tag!

Rund um Wiesental zieht der Badi'sche Wald. Stolz und schön stehen die Eichen und Tannen, wie nirgendwo. Der Wald trauert! Es ist unheimlich still darin. Kein Ruf erklingt und keine Ärgt klingt. Man erschrickt, wenn sich ein Eichhörnchen plötzlich hochschwingt. Und wenn gegen Abend der Wind gegen die Kronen frecht, so ist es, als schluchzte der Wald. Manchmal hört man von Verbund herüber die Annonen zittern. Weint der Wald, weil dort drüben so viele fallen, die hier gewurzelt sind? Gestern erjt haben sie dem Peter Röll geläutet. Es ist der siebenundsechzigste. Wir gehen zurück ins Dorf. Es ist gegen acht Uhr. Aus der Kirche kommt der Pfarrer im schwarzen Regengewand mit drei Meßdienern. Einer schreitet voran und trägt das Kreuz. Aus den Häusern eilen schwarzgeleierte Frauen. Hier und da trägt eine einen Kranz. Die Totenglocke hebt zum dritten Male an. Man muß jetzt am Abend begraben; denn tagsüber hat man keine Zeit. Heute bringen sie eine fremde Frau zur Ruhe. Ihr Mann, ein geborener Wiesentaler, stand bei Kriegsausbruch als Grenz-wächter an der französischen Grenze und wurde gefangen. Kinder haben sie keine. Als sie ihr Ende kommen sah, ließ sie die Tote in die Heimat ihres Mannes bringen, um dort begraben zu werden. „Und Ruth sprach zur Noimi: dein Gott sei mein Gott, und dein Land sei mein Land. Wo du hingehst, will ich auch hingehen, und wo du stirbst, will ich auch sterben, und daselbst begraben werden.“ Der Pfarrer hat die Leiche eingeseget. Der Trauerzug bewegt sich langsam zum Kirchhof. Durch die Straße lagt das Miserere; vorbei an dem alten Totenacker, der längst keinen Platz

mehr hat und auf dem neben den vielen Einheimischen auch die sechs Preußen Seimatrecht erworben haben, die in Wiesental bei dem Badi'schen Aufstand gefallen sind. Schön dünkt uns Soldaten der Leichenzug und keine Trauer will in uns aufkommen. Wir haben auch bei Verbund den Tod nicht gefürchtet. Nur ein Grab hatten wir uns gewünscht. Die sie da vorn hinaustragen, geht beneidenswert ihren Gang und wo man sie hinlegt, ist Friede. Sonntags wird man sie besuchen und feils ihre Stätte finden.

Die untergehende Sonne wirft ihr Gold über das hochgetragene Kreuz, auf den schwarzen Sarg, die Menschen, den Kirchhof, über die braunen Ackerhöhlen und weit über das Land!

Wir sitzen zu viert in einem Nebenzimmer des Gasthauses zum Löwen. Nur spärliches Licht fällt durch den einen, geöffneten Fensterladen. In der Ecke steht ein Klavier. Einer von uns, der Lehrer, spielt. Wie lange haben wir Musik entbehrt? Die Klänge wärmen den Raum und uns selbst. Wir sind ganz trunken von den Tönen. Ein Reif fällt von uns ab. Wir leben wieder in der Vergangenheit und sprechen von der Zukunft. Von Frieden und Glück, von Menschen und Freude und Arbeit und Segen. Witterweile ist es dunkel geworden. Die Unterhaltung ist eingeschlafen. Jeder summt für sich und keiner denkt mehr an den anderen. Da klingt es auf einmal ganz leise und innig in wunderbaren Tönen, daß einem das Herz stockt: „Ein Wäglein sah im Lindenbaum in lauer Sommernacht...“

Und schellet uns vier Narren: Als der Schlafers verklang: „Ich habe leis geweint!“ da weinten vier. Und keiner wußte warum? ...

Es ist Nacht in Wiesental! Aber die Ruhe findet man nicht. In den Ecken drücken sich Arbeit, Sorge undummer. Tag ist wie Nacht, und Nacht wie Tag! In dem Lärm des Tages gähnt uns die Leere entgegen. In der Stille der Nacht hören wir den Krieg branden und bronzen. In der Ferne rollen unaußersichtliche schwere Güterzüge die Strecke entlang. Unaufhörlich! Von der Front — nach der Front. Hin und zurück; zurück und hin! (z)

Kleines Feuilleton.

Das Kunstgewerbemuseum.

Ueber das Kunstgewerbemuseum sprach im Zentralinstitut für Erziehung und Unterricht der Direktor dieser Sammlungen Professor v. Falke am Mittwoch. Die Kunstgewerbemuseen sind im Zusammenhang mit einer Reformbewegung der kunsttechnischen Erziehung entstanden, die seit der Mitte des 19. Jahrhunderts durch ganz Europa ging. Zwar reichen kunstgewerbliche Sammlungen bis in die römische Kaiserzeit zurück; sie gehen in Mittelalter und der Renaissance als Kirchenstücke und fürstliche Schatzkammern weiter. Aber diesen Vorläufern fehlte noch das Merkmal der neuen Kunstgewerbemuseen, der ausgeprägte Zweck der Erziehung und Geschmacksbildung, der Charakter der Lehrmittelsammlungen. Die erste Weltausstellung 1851 in London hatte das durch die antiklassizistische Reaktion, die Romantik und den Naturalismus hervorgerufene Stillstand im Kunstgewerbe, die Mängel des damaligen kunsttechnischen Unterrichts enthält und den Anstoß zur Reform gegeben, die die Kunstgewerbemuseen von London, Wien, Berlin als die ersten Bildungsstätten ihrer Art ins Leben rief. Sie wirkten zunächst, technologisch geordnet, nicht gegen, sondern für das bereits seit Jahrzehnten geübte schulbuchmäßige Kunstgewerbe, da sie mehr als Musterlager ausgenutzt als studiert wurden. Mit dem Ausleben der nachahmenden Richtung, um 1900, war ihre Rolle als unmittelbare Vorbildersammlung vorüber. Sie treten in die Reihe der Kunstmuseen und vermitteln in diesem Zusammenhang die deutlichste Darstellung der stilistischen und kulturgeschichtlichen Entwicklung. Demgemäß ist ihre Auffassung vom technologischen zum künstlerischen System übergegangen. Eine Verbesserung ist künftig noch durch die Trennung in Schausammlungen und Studienammlungen möglich.

Wie die deutsche Handelschiffahrt sich für den Frieden rüftet.

Zweifelsobne wird eine der wichtigsten Fragen nach dem Kriege für jeden Staat darin bestehen, möglichst sofort die Handelschiffahrt in vollem Umfang in Wirksamkeit treten zu lassen. Darum wurde bei uns die Wichtigkeit einer fortgeschritten systematischen Rüftung der

Handelschiffahrt während des Krieges für die Friedensbedürfnisse erkannt, wobei es vor allem gilt, die verloren gegangene Tonnage durch Neubauten von Handelschiffen zu ersetzen und außerdem den Tonnagegehalt unserer Handelsflotte überhaupt zu vermehren. In welcher hohem Maße dieser Aufgabe bei uns genügt wird, läßt sich den Tatsachen entnehmen, die Georg Schiffs-Bahle in „Ueber Land und Meer“ zusammenstellt.

Die deutsche Handelschiffahrt verfügte vor dem Kriege über 5 Millionen Bruttoregistertonnen Ledertiedampfer. Die Friedenserüstung für unsere Handelschiffahrt besteht in dreierlei: im Ausbau der binnenländischen Wasserstraßen mit unseren Weltgeschäftsflotten, im Ausbau der städtischen Hafenanlagen und in der Konstruktion neuer Dampfer. Unter den Reichswasserstraßen sind vor allem der Rhein-Main-Donau-Kanal und der Rhein-Rosel-Donau-Kanal von Bedeutung. Sehr reger wird auch die Erweiterung der städtischen Häfen durchgeführt. Berlin baut den Westhafen mit zwei Hafenbecken von nicht weniger als 8 Hektar Wasserfläche und 2500 Meter Mauerlänge. Der Berliner Westhafen wird nach seiner Fertigstellung in einem Jahre nicht weniger als 1 000 000 Tonnen fassen können. Mit bedeutenden Hafenanlagen ist man auch in Berlin beschäftigt, und in Hamburg arbeitet man an der Fertigstellung der bereits im Frieden begonnenen neuen Hafenanlagen.

Die Bautätigkeit unserer kleineren und großen Schiffahrtsgesellschaften kann an einigen Beispielen erläutert werden. Bei der Dampfschiffahrtsgesellschaft „Hansa“ in Bremen wurden während des Krieges sechs bei Kriegsausbruch im Bau befindliche Dampfer abgenommen, zwei Neubauten wurden in diesem Jahre geschaffen und außerdem wurden noch sechs neue Dampfer bestellt. Zahlreiche Gesellschaften, wie die Kosmos-Linie, die zehn Schiffe bauen läßt, die Bremer Roland-Linie und die Kontinentale Reederei in Hamburg haben für Aktienkapital infolge ihrer Neubauten vergrößert. Ganz außerordentlich leisten in bezug auf Neubauten unsere führenden Schiffahrtsgesellschaften, die Hamburg-Amerika-Linie an der Spitze. Die Sapag vollendete ihren größten Amerikadampfer „Bismarck“ und baut außerdem ein neues Turbinenschiff „Tirpitz“ mit 32 000 Bruttoregistertonnen. Außerdem werden für die Hamburg-Amerika-Linie gebaut drei 32 000-Tonnen-Schiffe, neun Frachtdampfer, von denen vier mit je 18 000 Tonnen als die größten der Welt bezeichnet werden müssen, fünf kleinere Frachtdampfer und für den Verkehr durch den Panamakanal zwei besonders bequeme und elegante 17 000-Tonnen-Dampfer, die von der Leidenburger Werft in Westmünde durchgeführt werden. Insgesamt sind also gegenwärtig für die Hamburg-Amerika-Linie 350 000 Tonnen im Bau gegen 200 000 Tonnen Ende des Jahres 1913. Außerordentlich ist auch die Bautätigkeit für den Norddeutschen Lloyd. Hier sind die beiden in Langig gebauten Schnelldampfer „Columbus“ und „Hindenburg“ mit je 35 000 Tonnen zu nennen, weiter die 16 000-Tonnen-Dampfer „München“ und „Appellin“, sowie noch 12 andere Schiffe mit je 12 000 Tonnen. Insgesamt also 246 000 Tonnen Neubauten. Auch die Hamburg-Südamerikanische Dampfschiffahrtsgesellschaft, die Levante-Gesellschaft und die Afrika-Linie haben zahlreiche und bedeutende Neubauten in Auftrag gegeben. Demnach sind die deutschen Werften im Kriege für unsere Handelsmarine mit dem Bau von mehr als 1/4 Millionen Handels-tonnage beschäftigt, was der beste Beweis für die unbeeinträchtigte Leistungsfähigkeit unserer Handelschiffahrt ist.

Der neue Siberachts der Gemäldegalerie.

Als im Jahre 1910 die drei Hauptwerke des flamen Jan Siberachts in Brüssel zum ersten Male gemeinsam zur Ausstellung gelangten, wurde die Aufmerksamkeit der Kunstverständigen und der Kunstfreunde stark auf diesen bis dahin nicht ganz nach Verdienst gewürdigten Maler hingelenkt. Nun ist, wie die „Amstischen Berichte aus den königlichen Kunstsammlungen“ mitteilen, ein schönes und besonders charakteristisches Werk des Antwerpeners Meisters durch Vermittlung an die Berliner Gemäldegalerie gefallen. Es stellt, wie viele andere Schöpfungen Siberachts, eine Furt dar, durch die eine hochgeschürzte Hirtin ihre Tiere treibt. Im Hintergrund sieht man eine Waldlandschaft, im Vordergrund eine Wiese, die von webenden Mähen belebt wird. Das Bild ist in schönen, kräftigen Farben mit starker Hervorhebung der einzelnen Figuren gemalt und zeigt häßliche Missetate. Die Malweise Siberachts erinnert zuweilen stark an die Janus Potlers, v. d. Velde's und andere Niederländer. Ueberhaupt darf Siberachts als der holländische unter allen flämischen Malern ausgeprochen werden. Der „Maler der Furt“, wie man ihn häufig nennen könnte, ist 1827 in Antwerpen geboren und wanderte 1872 nach England aus, wo er in den ersten Jahren des 18. Jahrhunderts starb.

Jans Heimweh.

Eine Geschichte aus dem Wärland von Selma Lagerlöf. „Da ich dein alter Lehrer bin, Klara Gulla, so sage ich dir jetzt meine Meinung gerade heraus. Du willst einer Pflicht entfliehen, aber es ist nicht gewiß, ob dir das gelingt. Ich habe andere gesehen, die dasselbe versucht haben, aber es hat sich gerächt.“ Als Katrine dies hörte, richtete sie sich auf und tat einen tiefen erleichternden Atemzug. Das waren die Worte, die sie selbst gern zu der Tochter gesagt hätte. Aber Klara Gulla antwortete ganz gelassen, sie wüßte durchaus nicht, wie sie es anders einrichten sollte. In eine fremde Stadt könne sie einen Berrückten unmöglich mitnehmen, aber sie könne auch nicht in Scharfsjö bleiben, dafür habe ihr Vater selbst gesorgt. Wenn sie an einem Hofe vorbeigehe, so können die Kinder herankgestürzt und riefen ihr Kaiserin nach, und am letzten Sonntag in der Kirche hätten die Leute sie so angestarrt und umdrängt, daß sie sie fast umgeworfen hätten. Aber der Küster blieb trotzdem bei seiner Ansicht. „Ja, ich begreife, daß dies schwer ist,“ sagte er. „Aber du und dein Vater, ihr seid gar so innig verbunden gewesen, das läßt sich nicht so leicht zerschneiden, glaub es mir, Klara Gulla!“ Als dies gesagt war, verließen beide das Warenlager, und Katrine folgte ihnen. Sie war jetzt ganz anderer Meinung als vorher und wollte den Küster gerne sprechen, aber ehe sie zu ihm hinging, drehte sie sich um und spähte nach dem Hügel hinüber, denn sie hatte das Gefühl, daß Jan nun bald kommen würde. „Gast du Angst, Vater könnte hierherkommen?“ fragte Klara Gulla, als sie von dem Küster weggegangen und wieder zu ihrer Mutter getreten war. „Angst?“ antwortete Katrine. „Ich bitte den lieben Gott um nichts weiter, als daß er Jan hier eintreffen läßt, ehe ich abgereist bin.“ Dann nahm sie all ihren Mut zusammen und fuhr fort: „Klara Gulla, ich hab das Gefühl, daß ich ein Unrecht begangen hab, und ich glaub, ich werd mein ganzes Leben lang dafür leiden müssen.“ „Das sagt ihr nur, Mutter, weil ihr euer Leben lang

in Glend und Dunkelheit habt sitzen müssen,“ erwiderte Klara Gulla. „Das wird anders werden, wenn ihr nun in die Welt hinauskommt. Und Vater kann keinesfalls hierherkommen, denn er weiß ja nicht, daß wir fortgereist sind“, fügte sie hinzu. „Glaub das nicht zu fest!“ sagte Katrine. „Jan weiß trotzdem, was er zu wissen braucht. Seit du für uns verschollen gewesen bist, ist er hellseherisch geworden, und das hat mit jedem Jahr zugenommen. Der liebe Gott hat wohl gedacht, dafür, daß er ihm seinen klaren Verstand genommen hat, müsse er ihm ein anderes Licht geben, mit dem er sich leuchten könnte.“ Und um Klara Gulla zu beweisen, daß Jan das zweite Gesicht hatte, wie man es nennt, erzählte ihr Katrine in gedrängter Kürze von Lars Gunnarssons Tod, sowie ein paar andere Ereignisse der letzten Jahre. Klara Gulla hörte aufmerksam zu. Vorher schon hatte Katrine versucht gehabt, ihr zu berichten, wie gut Jan gegen mehrere arme Leute gewesen sei; aber davon hatte Klara Gulla nichts hören wollen. Jetzt aber schien sie tief ergriffen zu sein, und Katrine hoffte schon, sie werde Jan nun mit anderen Augen betrachten und überdies sogar mit ihr nach Hause zurückkehren. Aber diese Hoffnung durfte sie nicht lange festhalten. „Da ist das Dampfboot, Mutter,“ unterbrach sie Klara Gulla mit froher Stimme. „Jetzt geht alles gut und wir kommen endlich vom Fleck.“ Als Katrine das Dampfboot am Landungssteg anlegen sah, traten ihr die Tränen in die Augen. Sie hatte den Küster Scharfing bitten wollen, für sie und Jan ein gutes Wort bei Klara Gulla einzulegen, damit sie miteinander in ihrem Häuschen bleiben dürften; aber dazu war nun keine Zeit mehr, und sie sah keinen Ausweg, der Reife zu entgehen. Das Boot mußte sich verspätet haben, denn es hatte es sehr eilig, wieder abzufahren. Nicht einmal das Gangbrett wurde hinausgeschoben. Ein paar arme Reisende, die aufsteigen wollten, wurden von den Bootleuten auf den Landungssteg beinahe hinübergeworfen. Klara Gulla faßte Katrine am Arm, ein Mann zog sie hinüber, und dann war sie an Bord. Sie weinte und wollte umkehren, aber da gab es kein Erbarmen. In dem Augenblick, wo Katrine auf Deck gekommen war,

trat Klara Gulla zu ihr und legte den Arm um sie, wie um sie zu stützen. „Kommt, wir wollen auf die andere Seite hinübergehen,“ sagte sie. Aber es war zu spät; jetzt eben sah die alte Katrine einen Mann eilig den Hügel herablaufen, und sie erkannte ihn auch sofort. „Da ist Jan!“ sagte sie. „Ach, was wird er nun tun?“ Er stürzt sich am Ende ins Wasser!“ Jan blieb ganz außen auf dem Steg stehen. Da stand er, klein und jammervoll. Er sah Klara Gulla auf dem abfahrenden Boot, und größere Verzweiflung und tieferen Gram kann ein Gesicht nicht ausdrücken, als das seinige jetzt zeigte. Aber mehr als der Anblick ihres Mannes war für Katrine nicht nötig, um ihr die Kraft zu geben, sich der Tochter zu widersetzen. „Wenn du durchaus reisen willst, so tu's,“ sagte sie. „Ich aber steig an der nächsten Haltestelle aus und geh wieder heim.“ „Tut, was Ihr wollt, Mutter,“ sagte Klara Gulla verdrossen. Sie sah wohl ein, daß sie hier nichts ausrichten würde. Und vielleicht fühlte sie auch, daß sie gegen den Vater zu grausam gewesen waren. Aber es ward ihnen keine Zeit zum Wiedergutmachen gewährt. Zum zweitenmal wollte Jan der Freude seines Lebens nicht verlustig gehen. Er sprang vor und warf sich ins Wasser. Vielleicht hatte er zu dem Dampfboot hinüberschwimmen wollen, vielleicht aber hatte er auch ganz einfach eingeschlagen, daß er das Leben nun nicht mehr ertragen konnte, wer konnte es wissen? Auf dem Landungssteg erhob sich lautes Geschrei; sofort wurde ein Boot ausgelegt, und ein Frachtdampfer legte bei und schiedte seine kleine Rolle aus. Aber Jan war sofort untergegangen, und er tauchte nicht ein einzigesmal mehr an der Oberfläche des Wassers auf. Der Kaiserstod und die grüne Ledermütze schwammen auf dem Wasser, aber der Kaiser selbst war verschwunden, ganz still und spurlos; wenn diese Kleinode nicht auf den Wellen gespielt hätten, würde man kaum haben glauben können, daß er da verschwunden war. (Fortf. folgt.)



